

# David Hume und der Positivismus und Nominalismus.

Von Dr. Emil Walz in Kattowitz.

1. Einleitung. Nicht allein Kant ist durch Hume zu philosophischen Betrachtungen angeregt worden, sondern auch der Positivismus der neueren Zeit hat direkt an Humes Ansichten angeknüpft. Mit dieser philosophischen Richtung haben wir uns hier zu beschäftigen, eben um dieser nahen geistigen Verwandtschaft mit dem schottischen Philosophen willen. Wir sehen hier von dem Begründer des Positivismus in Frankreich, August Comte, ab und haben es lediglich mit den deutschen Positivisten, vor allem dem Urheber des deutschen Positivismus zu tun.

2. Begründer. Sein Begründer ist Ernst Laas (1837—1885) durch sein dreibändiges Werk: „Idealismus und Positivismus“ (1879—1884). Ferner seien genannt Aloys Riehl und sein Werk: „Der philosophische Kritizismus“ und R. Avenarius und seine „Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Prinzip des kleinsten Kraftmasses“ 1876 sowie seine „Kritik der reinen Erfahrung“ 1888 und 1890 und „Der menschliche Weltbegriff“. Ebenso könnte noch eine Reihe anderer Philosophen, die zum Teil andern Richtungen beigezählt werden, hier genannt werden, so z. B. um einige gemässigte Positivisten zu nennen, Brentano, Twardowski, Stumpf, Meinong, Cornelius, Carl Göring. Auch die Vertreter der immanenten Philosophie, wie Schubert-Soldern, M. Kaufmann und W. Schuppe, die einfach bei den Bewusstseinstatsachen stehen bleiben, könnten hier erwähnt werden. In weiterem Sinne auch Rehmke, Wundt, Paulsen usw. Fast die gesamte moderne Psychologie hat mehr oder weniger die reine Erfahrung zu ihrer Devise genommen, so dass sich fast sagen lässt, dass unsere Arbeit zu einer solchen über den gegenwärtigen Stand der Psychologie auswachsen müsste, wollten wir auf Vollständigkeit Anspruch erheben.

3. Grundzüge des Positivismus. Nach Laas, der, von Protagoras ausgehend, an Hume und J. Stuart Mill sich anlehnt,

ist der Positivismus diejenige Philosophie, welche keine andern Grundlagen anerkennt als positive Tatsachen, d. h. innere und äussere Wahrnehmungen, und die von jeder Meinung fordert, dass sie die Erfahrungen nachweise, auf denen sie ruht. Es sind besonders drei Lehrsätze charakteristisch;

a. Die korrelative Tatsache: Subjekt und Objekt entstehen nur miteinander, d. h. Objekte sind unmittelbar nur bekannt als Inhalte eines Bewusstseins, cui obiecta sunt, Subjekte nur als Beziehungszentren, als der Schauplatz oder die Unterlage von Vorstellungs- oder Wahrnehmungsinhalten, cui subiecta sunt; ausser meinen Gedanken existiert weder der Körper noch ich selbst als Seele.

b. Die Variabilität der Wahrnehmungsobjekte: Die Wahrnehmungsobjekte sind variabel, die Sinnenwelt ist aber wissenschaftlich zu bearbeiten.

c. Der Sensualismus: alle unsere Begriffe sind sinnlichen Ursprungs; alle spezifischen Unterschiede des Bewusstseins müssen als graduelle, alle höheren geistigen Prozesse und Zustände, auch das Denken, als gesetzlich transformierte Wahrnehmungen und Erlebnisse fühlender, bedürftiger, gedächtnisbegabter, spontan beweglicher Wesen begriffen werden.

Das Subjekt fällt mit seinem Gefühl der Lust oder Unlust zusammen, von welchem sich die Empfindung durch ihren objektiven Inhalt unterscheidet. So ist es nicht sowohl „uns“, als vielmehr gewissen letzten, uns fremden, von uns in jedem Sinne unabhängigen Tatsachen zu verdanken, wenn die Wissenschaft zu allgemeinen und notwendigen Erkenntnissen vordringt. — Die Illusionen der Metaphysik sind wissenschaftlich nicht zu beweisen und für das praktische Leben entbehrlich; denn für keine jener Sehnsuchten, Bedürfnisse, Ahnungen, Hoffnungen und Phantasien, die über die Sphäre des sinnlich und erfahrungsmässig Kontrollierbaren hinausführen, kann ein irgendwie zulänglicher Beweis erbracht werden. — Die äussere Natur ist ein Inbegriff gesetzmässig verknüpfter Wahrnehmungen oder, wegen der durchgängigen Beziehung auf wahrnehmende Subjekte, von Erscheinungen.

Nach dem Vorbilde der modernen Physik, die auf alle transzendenten Ursachen verzichtet und sich lediglich der immanenten bedient, muss auch die positivistische Ethik sich als Wissenschaft darauf beschränken, den psychologischen und geschichtlichen Ursprung der moralischen Gesetze aufzudecken, unter Verzicht auf alle Ex-

kursionen ins Uebersinnliche. Denn die ethischen Verbindlichkeiten wachsen aus menschlichen Verhältnissen, aus irdischen Bedürfnissen natürlich hervor. Der geschichtliche Ursprung unserer positiven Pflichten liegt in den Erwartungen und Ansprüchen unserer Umgebung.

Aehnlich wie Laas urteilt Aloys Riehl. Am stärksten wohl betont R. Avenarius das Prinzip der „reinen Erfahrung“. Die Empfindung, das einzige, was nach Absonderung der subjektiven Zutaten als objektiv gegeben übrig bleibt, macht den Inhalt, die Bewegung die Form des Seins aus.

Dies sind im wesentlichen die Grundzüge des Positivismus, denen wir, um seine Verwandtschaft mit Hume darzutun, der Vollständigkeit halber noch einige Erweiterungen hinzufügen müssen, wobei wir uns an Laas halten.

4. Erweiterungen. Empirische Tatsachen sind also der einzige Ausgangspunkt, Erscheinungen, d. h. das durch die Empfindung Gegebene und ihre gesetzlichen Verbindungen der einzige Gegenstand der Erkenntnis.

Alle Wahrnehmungen zeigen ein unauflösliches Beieinander von Subjekt und Objekt. Auch das „Ich“ ist relativ. Die Wahrnehmungsobjekte sind nicht subjektiv, sondern als solche die ursprünglichsten „Objekte“, *toto genere* von den korrelaten Bewusstseinszuständen verschieden; beide sind simultan; Bewusstsein ist nicht ohne Wahrnehmungsinhalte und umgekehrt. Von einem Vorrang des „Ichs“, des Bewusstseins, der Kartesianischen *substantia cogitans* oder des Berkeleyschen *spirit* (*mind, soul, myself*) vor den „Objekten“, wie ihn jener vielgefeierte moderne Subjektivismus und Idealismus ansetzt, ist hier schlechterdings nicht die Rede. Jeder objektive Wahrnehmungsinhalt ist für ein wahrnehmendes Subjekt, jedes Subjekt setzt wahrgenommene Inhalte sich gegenüber voraus; Subjekt und Objekt sind unzertrennliche Zwillinge, stehen und fallen miteinander. Oder — um die Seite, welche dem Idealismus Descartes-Berkeleyscher Art entgegenliegt, noch besonders hervorzuheben, — wahrnehmendes Subjekt zu sein, ohne etwas wahrzunehmen, ist unmöglich; oder: Bewusstsein, Seele, Ich ab- und jenseits der sinnlichen Wahrnehmung ist — Nichts!

Diese Erkenntnistheorie ist kein Subjektivismus mehr, meint Laas, sondern — wenn für etwas so Einfaches und Natürliches ein so kompliziertes Wort nicht zu barock klingt — Subjekt-Objektivismus; sie ist genau genommen nicht Relativismus, sondern Kor-

relativismus. Sie wiederholt den alten Satz, dass die Natur Erscheinung sei; deshalb aber ist die Natur Erscheinung, weil sie nur relative Bedeutung hat, weil sie schlechterdings nur als Objekt zu einem wahrnehmenden, vorstellenden Ich denkbar ist, welches Ich freilich selbst, wie gesagt, seinerseits wiederum nicht ohne Nicht-Ich, nicht ohne Wahrnehmungsobjekte existiert (vgl. Laas I 181, 182).

Sowohl der korrelativistische Gedanke des Protagoras, als auch die von ihm betonte Variabilität der Wahrnehmungsobjekte kann ferner jederzeit durch Tatsachen belegt werden. Dasselbe gilt für die sensualistische Fundamentalbehauptung. Nirgends greift der Sensualist zu nicht erfahrbaren, wissenschaftlich nicht konstatierbaren Inhalten und Vorgängen aus. Und so wenig er den Anspruch erhebt, dass ihm schon gelungen sei, wonach er mit seinen „Erklärungen“ strebt, dass er wirklich schon alle vermeintlich spezifischen Unterschiede des Bewusstseins als graduelle begriffen habe: er hält sich vorläufig an die Tatsache, die sicher nicht gegen ihn spricht, dass bisher wirklich das „Denken“ und alle höheren geistigen Funktionen in der Zeit immer nur als ein Späteres, hinter ursprünglichem Wahrnehmen, hinter animalischem Begehren sich haben antreffen lassen. Alle drei Lehrartikel bilden so ein Geflecht innerlich verwandter Ansichten.

Vermögen wie Kräfte sind für den Positivisten wissenschaftlich wertvolle Hilfsbegriffe und Abkürzungen, aber keine Realitäten im eigentlichen Sinne; er benutzt sie, um der Erscheinungen Flucht erst einmal denkend zum Stehen zu bringen; wenn er bis zu den Prinzipien vorgedrungen ist, entwertet er sie (vgl. Laas a. a. O. 207). Wir sehen also deutlich, Laas verwirft auch das von Platon z. B. und Kant angenommene geistige Vermögen („Vernunft“), aus dem alles „Denken“ und „Erkennen“ nach ihnen seinen Ursprung hat, und das uns befähigt, über den Bereich des Wahrgenommenen, ja des Wahrnehmbaren hinauszugehen. Alles dies bezweifelt oder vielmehr verwirft der aus dem Sensualismus hervortretende Skeptizismus grundsätzlich, der auch zwischen Mensch und Tier demgemäss nur einen graduellen, wenn auch fortschreitend sich vergrößernden Unterschied findet (Laas III 3). An dieser Stelle wollen wir sogleich noch bemerken, dass Laas im III. Bande S. 7 behauptet, er habe sich bemüht, gegen Uebertreibungen des eigenen Standpunktes, gegen unglückliche Konsequenzen der von ihm vertretenen Prinzipien ausdrücklich Schranken aufzurichten. Der Empirismus dürfe unter allen Umständen

nicht in wissenschaftsfeindlichem Skeptizismus endigen oder in banale Common-sense-Philosophie zurückfallen. — Wir haben gesehen, dass ersteres bei Hume konsequenterweise durchaus der Fall war. Kann es dem Positivismus, der auf Humes Schultern sich stützt, anders ergehen, will er nicht auf halbem Wege stehen bleiben?

5. Protagoras. Wir haben bereits erwähnt, dass Laas schon bei Protagoras die Elemente des Positivismus entdeckte. Die beiden Hauptpunkte, die er aus den Mitteilungen Platons über Protagoras herauschält, lassen sich dahin zusammenfassen: Erstens: Kein Wahrnehmungsinhalt existiert ohne korrelates (fühlendes) Bewusstsein; und kein animalisches, menschliches Bewusstsein existiert ohne sinnliche Objekte. Nichts, was wir kennen, ist absolut; alles ist relativ; nichts hat unabhängige Existenz; alles ist bedingt, die Objekte so gut wie die Subjekte.

Zweitens: Die Wahrnehmungsdaten und die Bewusstseinsfärbungen wechseln; sie sind weder absolut konstant, noch absolut identisch. Absolut konstant ist nichts Psychisches und nichts Physisches; die Wahrnehmungsinhalte wechseln nach Individualität und Disposition; auch die „Identität der Person“, wird sie absolut gefasst, ist etwas Illusionäres; auch sie ist in vielen Stücken variabel; sie ist konstant, identisch nur, soweit übergreifende Reproduktion und Rekognition das Erlebte verknüpfen und auf ein Zentrum beziehen (Laas a. a. O. 196).

Materialiter, ontologisch von korrespondentem Wert ist alles, was in jedem gegebenen Moment, in welchem Bewusstsein auch immer tatsächlich erscheint. Jede — aus welchen Motiven auch immer — anzusetzende andere Form von Wirklichkeit, auch eine etwaige absolute, transzendente, muss letztlich aus dieser, die in sich selbst gewiss ist, die in ihrem korrelativen Charakter für jeden in jedem Moment absolute Gewissheit hat, nicht bloss ihre Bewährung empfangen, sie kann auch überhaupt gar nicht anders gedacht werden als in Formen und Inhalten, die in dieser Fundamentalwirklichkeit ihre Wurzel haben (Laas a. a. O. 220).

Dies der positivistische Kern aus Platons Mitteilungen. Die Konsequenz aus diesen Sätzen zieht eine Stelle im Theätet. Wenn im Wahrnehmungsakt Farbe gesehen, Härte oder Wärme gefühlt wird, so sind diese Qualitäten nicht als selbständige Realitäten da, sondern sie entstehen zusammen mit dem Wahrnehmungsakt und werden demnächst Objekten als inhärierende Eigenschaften beigelegt.

Jene Objekte sind aber selbst nichts weiter als Aggregate solcher an sich unselbständigen, sogar (relativ) fließenden Inhalte. Was von den Teilen gilt, gilt auch von dem Ganzen: auch sie haben nur eine mit den Wahrnehmungsakten wechselnde, vergängliche, relative Existenz. Natürlich muss von den Correlata dieser wechselnden objektiven Inhalte, von den Bewusstseinen, den Subjekten, den Ichs dasselbe gelten: auch sie haben nur relative, flüchtige Realität.

Obwohl diese Sätze beim ersten Anhören so radikal aller natürlichen und gewöhnlichen Ansicht widerstreben, akzeptiert sie Laas als „notwendige und fundamentale Ausgangspunkte aller Erkenntnistheorie“. Zugleich bezeichnet er es als „eine Folge der verhärteten Gewöhnung, von dem, was ursprünglich und tatsächlich vorliegt, sofort zu verknüpfenden, ergänzenden, ausgleichenden und deutenden Vorstellungen überzuspringen, dieselben mit dem unmittelbar Gegebenen zu vermischen oder ihm sogar unterzuschieben, dass man eine Ansicht, die diese Zutaten der Reflexion ausdrücklich zuerst einmal wieder abschneidet, so befremdlich — oder lächerlich findet“ (I 212, 213).

6. David Hume. Erst bei David Hume findet Laas dann diese Lehre des Protagoras im Ernst wieder aufgenommen und weiter entwickelt. Und da auch seit Hume kaum irgendwo diese Gedanken besonders hervorgehoben und ausführlicher beachtet oder erörtert worden seien, so sieht er sich genötigt, um den kurzen Sätzen des platonischen Berichtes die erforderliche Ausführung zu geben, dem modernen Geistesverwandten des Protagoras einige Parallelstellen zu entlehnen.

Schon Locke und Berkeley hatten Hume in der Auffassung der Naturdinge als Aggregationen von unselbständigen, relativen Empfindungsinhalten beträchtlich vorgearbeitet. Ihrem konsequenteren Nachfolger blieb es vorbehalten, die Inkonsistenz und Variabilität dieser Aggregationen noch kräftiger zu markieren und dieselben Eigenschaften, die seine Vorgänger und er selbst von den materiellen Dingen hatten praedizieren müssen, auf die von Berkeley noch so schwärmerisch verehrte Ich-Substanz zu übertragen, wie wir dies schon früher, wenn auch in anderer Absicht, ausgeführt haben.

Die prägnantesten Stellen aus dem Treatise I. Buch, 4. Teil, 2. und 6. Abschnitt sind folgende: „The appearance of a perception in the mind and its existence seem at first sight entirely the same.“ „The only existences, of which we are certain, are perceptions, which, being

immediately present to us by consciousness, command our strongest assent and are the first foundation of all our conclusions.“ „Jedes Ding, welches dem Bewusstsein (mind) erscheint, ist nur eine Vorstellung (perception); die Lehre von der gesonderten (distinct) und unabhängigen Existenz (independent existence) unserer sinnlichen Vorstellungen widerspricht den offenkundigsten Erfahrungen (is contrary to the plainest experiences); sie sind von unseren Organen, von der Disposition unserer Nerven abhängig; nicht als ob unser Körper jene unabhängige Existenz hätte, die wir den Sinnendingen überhaupt absprechen müssen; auch er ist genau geredet (properly speaking) nichts als eine Summe von Eindrücken, die uns durch die Sinne zukommen. Und diese sinnlichen Vorstellungen, welche wir die Dinge nennen, sind für uns ohne Kontinuität, Konstanz und Permanenz: abgerissene Erscheinungen (interrupted, broken appearances), flüchtige, vergängliche Existenzen (perishing existences); jetzt nicht mehr genau dieselben wie das vorige Mal; unsere Augen können sich in ihren Höhlen nicht drehen, ohne unsere Gesichtobjekte zu verändern; unsere Wahrnehmungen sind zum Teil den früheren ähnlich; aber es ist eine grosse Illusion, sie für identisch zu halten; there is no impression constant and invariable.“ „Einige Philosophen bilden sich ein, wir seien uns jeden Augenblick dessen bewusst, was wir unser Selbst nennen, dass wir seine gesonderte und fortdauernde Existenz unmittelbar fühlen; sie sind von der vollkommenen Identität und Einfachheit dieses Selbst so fest überzeugt, dass sie sogar keines Beweises dafür zu bedürfen glauben; ein solcher könnte ihnen die Evidenz dieser „Tatsache“ nur schwächen; es gibt nichts, dessen wir nach ihrer Meinung noch gewiss sein könnten, wenn wir diese Tatsache bezweifeln. Wir haben aber gar nicht eine solche Vorstellung von dem Selbst, wie sie hier entwickelt wird. Wenn ich so tief als möglich in dasjenige eindringe, was ich mein Selbst nenne, so stosse ich immer auf irgend einen Bewusstseinszustand und Bewusstseinsinhalt, z. B. auf die Wahrnehmung von etwas Warmem oder Kaltem, Hellem oder Dunklem, auf Liebe oder Hass, Schmerz oder Lust; niemals kann ich mein Selbst ohne eine „Vorstellung“ (perception) ertappen. Sind meine Vorstellungen ganz entfernt, wie im gesunden Schlaf, so merke ich währenddessen von meinem Selbst gar nichts, und man kann in Wahrheit sagen, dass es nicht existiert. Und würde ich nach Auflösung meines Körpers ganz aufhören zu empfinden, zu fühlen und zu denken, so wäre ich völlig vernichtet: eine völlige Nicht-Entität.“

„Nimmt man einige »Metaphysiker« aus, so kann von den übrigen Menschen ganz bestimmt behauptet werden, dass sie und ihr „Geist“ (mind) nichts sind als ein Aggregat, ein Bündel, ein Haufen, eine Sammlung (bundle, heap, collection) von verschiedenen Bewusstseinszuständen (perceptions), die durch bestimmte Beziehungen aneinander gebunden sind. Unser Selbst befindet sich in fortwährendem Fluss und Bewegung (in a perpetual flux and movement); die Vorstellungen folgen sich mit unfassbarer Geschwindigkeit; es ist keine einzige Kraft der Seele, welche unveränderlich dieselbe bliebe, vielleicht auch nur für einen Moment. Die Vorstellungen gehen und kommen und ziehen wieder ab und mengen sich in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Stellungen und Lagen. Es gibt eigentlich keine Einfachheit darin zu irgend einer Zeit, auch keine Identität im Verschiedenen. Es sind die sukzessiven Vorstellungen allein, welche den Geist, die Seele (mind) ausmachen.“ So David Hume. Wir erinnern uns hier unwillkürlich an die Lehre Heraklits vom beständigen Flusse, die hier auf das psychische Gebiet übertragen ist.

Diese Aufstellungen Humes sind nach Laas natürlich keineswegs als ein Abschluss der positivistischen Lehre zu betrachten, sondern als ihre unumgängliche Voraussetzung, der feste Grund und Boden, das unterste Fundament. Auch Hume bleibt hierbei nicht stehen, sondern wirft sofort die beiden Fragen auf:

Erstens: wie kommt es, dass, obwohl die materiellen Dinge sich uns als veränderliche, abgerissene und von dem Bewusstsein durchweg abhängige, als phänomenale Objekte darbieten, dennoch Philosophen und Laien dieselben (diese ganz, jene nach Abzug der „sekundären“ Qualitäten) als beständige und von dem Bewusstsein unabhängige transzendent-objektive, an sich reale, absolute) Existenzen ansetzen und solche Existenzen nicht bloss imaginieren, sondern fest glauben? Oder mit andern Worten: Wie kommt der Substanzbegriff einer materiellen Welt zustande?

Zweitens: Woher kommt es, dass, obwohl das Bewusstsein uns nur von Moment zu Moment zerrinnende, vorwärts fließende und vielfach unterbrochene Zustände zeigt, wir doch eine so grosse Neigung haben, diesen „sukzedierenden Perzeptionen“ eine Identität zuzuschreiben, und uns selbst während unseres ganzen Lebens als eine unwandelbare und ununterbrochene Existenz vorzusetzen? Also wie kommt der Begriff der Persönlichkeit zustande?



Hierauf antwortet Hume: Die Sinnenwelt als ein Inbegriff von Empfindungsobjekten von zusammenhängender und gesonderter, äusserer, unabhängiger Existenz ist als Ganzes ein sehr abgeleitetes, aber aus einem natürlichen Entwicklungsprozess hervortretendes Bewusstseinsgebilde, in welchem jeweilige Impressionen durch Erinnerungs- und Phantasievorstellungen ergänzt werden. Diese Wahrnehmungswelt steckt in jeder Wahrnehmung; sie ist das stets präsente Mittel, die sonst abrupten Ereignisse in erklärenden Zusammenhang zu setzen.

„Ich sitze hier in meinem Zimmer am Kaminfeuer; alle Objekte, welche meine Sinne treffen, sind in wenigen Kubikmetern um mich enthalten. Mein Gedächtnis unterhält mich von der Existenz anderer Objekte, ohne die Fortdauer derselben absolut garantieren zu können. Plötzlich höre ich das Geräusch wie von einer aufgehenden Tür; kurze Zeit darauf sehe ich einen Boten auf mich zutreten, der mir einen Brief von einem weit entfernten Freunde einhändigt: I can never account for this phaenomenon . . . without spreading out in my mind the whole sea and continent between us and supposing the effects and continued existence of posts and ferries . . . Und diese Voraussetzung fortdauernder Existenz von Objekten habe ich unaufhörlich zu machen, wenn ich Gegenwart und Vergangenheit verknüpfen will. So komme ich auf natürlichem Wege dazu, to regard the world as something real and durable and as preserving its existence even when it is no longer present to my perception.“

Wir haben uns hiernach mit den Wahrnehmungen und ihren aus Erinnerung und Phantasie behufs Herstellung einer Kontinuität und Erklärung geschöpften Ergänzungen zu begnügen; es existiert für uns dahinter kein Objekt „an sich“, keine transzendente „Materie“.

Und wie steht es mit der „Seele“? — Von ihr gilt, wie schon früher bemerkt, dasselbe wie von den äusseren Wahrnehmungsdingen. Was wir „Seele“, „Geist“ nennen, ist nur ein Aggregat von verschiedenen wechselnden perceptions, united together by certain relations. Wir haben aber die Neigung to confound identity with relation: sie ist sichtbar, wenn wir sprechen von der Identität von Pflanzen, Tieren, Schiffen, Häusern, kurz allen möglichen veränderlichen Natur- und Kunstprodukten gegenüber. Sie zeigt sich auch im Falle des Geistes, der sogenannten persönlichen Einheit und Identität. Der Verstand bemerkt hier so wenig wie sonst ein reales Band. Alles, was vorliegt, ist ein leichter Uebergang des vorstellenden

Bewusstseins von jedem gegenwärtigen Moment zu früher erlebten nach den Assoziationsgesetzen der Aehnlichkeit, Kontiguität und Kausation. Identity depends on the relations of ideas; and these relations produce identity by means of that easy transition they occasion. Die ganze Einheit und Identität ist ein Produkt des Gedächtnisses und der Phantasie. Das Gedächtnis knüpft zunächst die Verbindung: ist sie aber erst einmal da, so können wir die Identität unserer Person auch über die Grenzen des vom Gedächtnis Erreichbaren hinaus erweitern. Die durchgehenden Interessen verstärken das Band der Vorstellung by the making our distant perceptions influence each other and by giving us a present concern for our past or future pains or pleasures.

Laas schreibt es III 43 Humes Schuld zu, wenn die in diesen erkenntnistheoretischen Sätzen steckenden soliden positivistischen Keime verkannt und übersehen wurden. „Er hätte selbst nicht sollen so oft von Skepsis sprechen; er hätte seine Prinzipien nicht wirklich nur skeptisch ausgestalten sollen; er hätte nicht gelegentlich eine spielerische, ja frivole Haltung annehmen dürfen; er hätte von vornherein zwischen physischen und psychischen Tatsachen einen Unterschied machen müssen: und anderes der Art.“ S. 45 sagt er, der Positivismus „kennt die vorgeblich instinktive Wahrnehmung einer absolut wirklichen Welt als Ursache der Empfindung nicht; auch die ausgedehnten und materiellen Objekte sind ihm nur in Beziehung auf Bewusstsein.“ S. 46: „Aehnlich wie Hume sieht der Positivist in der „Welt“ nichts weiter als einen Inbegriff von Empfindungs- oder Wahrnehmungs-Wirklichkeiten und Möglichkeiten, welcher Inbegriff für jedes empfindende Wesen so lange und so weit besteht, als es selbst.“ S. 49: „Man unterscheide, dem vortrefflichen Fingerzeig Humes folgend, zwischen wirklichen „Vorstellungen“ und ursprünglichen Wahrnehmungstatsachen, so wird alles in Ordnung sein; und die Ansprüche des Wortes Vorstellung brauchen uns nicht weiter zu beunruhigen.“

Aloys Riehl urteilt über die Aufgabe Humes folgendermassen. „Zu zeigen, dass allen metaphysischen Beweisen aus Begriffen ebenso starke und ganz unwidersprechliche Gegenbeweise gegenübergestellt werden können, und dadurch das Nachdenken auf die Wirklichkeit „zur Erforschung des gewöhnlichen Lebens als dem eigentlichen und wahren Gebiet der Philosophie“ hinzuwenden, es „durch den Kreis des Erfahrungsmässigen zu begrenzen, ist die Absicht der Philosophie

Humes . . . Das Prinzip ist Positivität des Denkens, der Skeptizismus nur das methodische Mittel, dieses Prinzip zu erweisen . . . Hume befreit das Erkennen, das sich auf Tatsachen bezieht, von der Abhängigkeit von Vernunftbeweisen, nur um es dadurch der Wirklichkeit zu unterwerfen. Es entspricht dem Grundgedanken seiner Philosophie zu sagen, das Erkennen des Tatsächlichen ist nicht logisch, sondern real oder naturgesetzlich begründet<sup>1)</sup>. Sein Urteil über Humes Standpunkt im allgemeinen lautet: „Die Ueberzeugung von der Existenz und Tatsächlichkeit ist selber eine Tatsache, wie Impressionen des Glaubens, kein Begriff, und es wäre widersinnig, Tatsachen einfacher Art beweisen zu wollen. Hume will sagen: »Wenn ihr versucht, das Dasein zu beweisen, so zeige ich euch, dass es nicht beweisbar sei, dass eure angeblichen Beweise falsch oder mindestens ebenso guten Gegenbeweisen ausgesetzt seien. Ihr wollt mit euren Erklärungen über die Grunderfahrungen hinaus und erklärt in der Tat nichts mehr«“ (a. a. O. I 151).

Die Einwände gegen den Positivismus voraussehend, verteidigt Laas denselben im III. Bande 685 ff. wie folgt:

„Immer von neuem werden gegen eine so resignierte Philosophie die heftigsten Vorwürfe und feierlichsten Geringschätzungen laut werden. Man wird etwa sie »borniert« nennen. Man wird ihr Verkümmern, ja Verhöhnung unserer edelsten Gefühle und Triebe vorwerfen. »Erkennen« wolle man; Erkenntnis aber sei mehr als erleben, wahrnehmen, sich erinnern, vergleichen, messen, analysieren, summieren, von Aehnlichem auf Aehnliches schliessen, Wesentliches vom Unwesentlichen sondern u. dgl. Erkenntnis suche das absolute Sein, suche den Grund, das Prinzip, das Wesen der erfahrbaren Tatsachen und ihrer Gesetze. Es mag hier nur noch einmal kurz darauf hingewiesen werden, was den Positivisten hindert, sich auf diesen Weg zu begeben. Erstens vestigia terrent. Wenn er erwägt, wie alles, was seit den Zeiten der Eleaten in metaphysischer Absicht unter dem Anspruch auf Wissenschaft vorgebracht worden ist, teils nichts weiter war, als die naive Ver selbständigung der materiellen Raum-Zeit-Welt, welche nach unserer Ansicht immer in Relation zu einem Bewusstsein gedacht werden muss . . ., so wird er bedenklich sein, einen Weg fortzusetzen, den

<sup>1)</sup> Vgl. A. Riehl, Der Philos. Kritizismus, Leipzig 1876, I 63, 64, 67, 151. Vgl. auch A. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart, Leipzig 1903, 99–101.

so viel Misserfolge und Einbildungen kennzeichnen. Und wenn er dann zweitens bedenkt, dass schon der Begriff einer »erkennbaren absoluten Realität« in sich widersprechend ist, und wie zu keinem Gedanken — und beträfe er selbst das Absolute — andere Begriffselemente als empirisch gewachsene zur Verfügung stehen können, und wie weiter die Aufgaben, welche der empirischen Erkenntnis gestellt sind, selbst ins Unendliche laufen, so wird er schon mit Rücksicht auf eine gesunde Zeit- und Kraftökonomie sich prinzipiell von jenen phantastischen Ausflügen ins Uebersinnliche fernhalten.“ Laas gibt S. 669 zu, dass „Erfahrung“ keine absolute „Notwendigkeit“ der Naturgesetzlichkeit verbürge. Gleichwohl reiche sie hin, „zu Anfang mit anthropomorph getriebten, später mit wissenschaftlich gereinigten Kausalbegriffen aller Forschung die Voraussetzung zugrunde zu legen, dass jede Veränderung ihr gesetzmässiges Antecedens, ihre Ursache habe; und dass sich das ganze Veränderungsspiel der Natur in gesetzmässige Beziehungen elementarer Agenzien müsse auflösen lassen.“

Schon aus dem bisherigen dürfte die nahe Verwandtschaft des Positivismus mit Hume aufs deutlichste klar geworden sein. Bevor wir jedoch die einzelnen Uebereinstimmungspunkte vergleichend zusammenstellen, wollen wir noch einen Vertreter der modernen Psychologie, die grösstenteils ebenfalls diesen Anschauungen huldigt, hören, wir meinen Hans Cornelius<sup>1)</sup> und sein Lehrbuch „Psychologie als Erfahrungswissenschaft“.

Cornelius' Aufgabe ist die Begründung einer rein empirischen Theorie der psychischen Tatsachen unter Ausschluss aller metaphysischen Voraussetzungen. Den Weg weisen ihm die Betrachtungen, durch welche auf physikalischem Gebiete Kirchhoff und Mach die metaphysischen Begriffe durch empirische ersetzt haben. „Mit der Erkenntnis, dass auf dem Boden reinen Erfahrungswissens Erklärung überall mit Vereinfachung in der zusammenfassenden Beschreibung der Tatsachen identisch ist, gewinnt die Forderung einer empirischen Theorie der psychischen Tatsachen ihre nähere Bestimmung: als ihre Aufgabe ergibt sich — in Analogie mit Kirchhoffs Definition der Mechanik — die vollständigste und einfachste zusammenfassende Beschreibung der psychischen Tatsachen. Kein Begriff darf zuge-

<sup>1)</sup> Vgl. Hans Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, Leipzig 1897.

lassen werden, ohne dass die psychologischen Erfahrungstatsachen aufgezeigt sind, die durch denselben bezeichnet sein sollen. Nur wo diese Forderungen erfüllt sind, kann reine, von aller willkürlichen Begriffsdichtung und allen Unklarheiten freie Erfahrungswissenschaft zustande kommen. Der so bezeichnete Weg zur Begründung einer rein empirischen Psychologie muss in seinen ersten Schritten sowohl mit demjenigen übereinstimmen, welchen Hume in seinem Hauptwerke eingeschlagen hat, als auch mit den Anfängen von James' klassischer Analyse des Bewusstseinsverlaufs.“ (Siehe Vorwort a. a. O.)

Diesen von Hume gewiesenen Weg schlägt er denn auch wirklich ein, wie aus folgenden Bemerkungen hervorgeht:

Die vorgefundenen Erscheinungen, unsere Erlebnisse oder Bewusstseinsinhalte, sind die Elemente, aus welchen sich alle Wirklichkeit für uns aufbaut (14). Wir finden kein Abstraktum „Bewusstsein“, sondern nur konkrete Bewusstseinsinhalte vor (16). Eine weitere Tatsache ist die des raschen Wechsels unserer Bewusstseinsinhalte . . . Die Unterscheidung sukzessiver Bewusstseinsinhalte ist die fundamentale Tatsache, welche der Erkenntnis des zeitlichen Verlaufes unseres Lebens zugrunde liegt. Erst indem ich einen Inhalt von einem andern Inhalte unterscheide, gewinne ich die Erfahrung von einer Mehrheit sukzessiver bzw. gleichzeitiger Inhalte (19). Für den tatsächlichen Zusammenhang der sukzessiven Inhalte ist jeweils eine gewisse Fortwirkung der vergangenen Inhalte notwendig, welche man als Aufbewahrung der vergangenen Erlebnisse im Gedächtnisse zu bezeichnen pflegt (21). Tatsächlich ist uns niemals das Vergangene selbst gegeben, sondern stets nur diese eigentümlichen Nachwirkungen; diese bilden den empirischen Tatbestand, auf welchen sich alles dasjenige zurückführen lässt, was wir als Wissen von unserer Vergangenheit bezeichnen (22). Er findet dann, dass die Aehnlichkeitserkenntnis ebenso wie die Erinnerung eine für den Zusammenhang unseres Bewusstseins unentbehrliche, fundamentale Tatsache ist. Erst mit ihr kommt in dieses Chaos Ordnung und Zusammenhang. Es finden sich übrigens Aehnlichkeiten nicht bloss zwischen einzelnen Teilinhalten, sondern ebenso auch zwischen Komplexen unmittelbar vor (28 f.). Schon Berkeley hatte erkannt (Principles sect. 104 sqq.), dass sich alle Naturerklärung auf eine vereinfachende Zusammenfassung unserer Erfahrungen reduziert. Das Verdienst, die universale Bedeutung des in Rede stehenden Prinzips erkannt zu haben, gebührt Mach und

Avenarius. Mach bezeichnet das Prinzip als dasjenige der Oekonomie des Denkens, Avenarius als Prinzip des Denkens nach dem kleinsten Kraftmasse. Cornelius bezeichnet solche „Abbreuiaturen“ als Theorien und rechnet zu den vorwissenschaftlichen oder natürlichen Theorien insbesondere die Behauptungen über die Existenz von Objekten und diejenigen über die Kausalbeziehungen (84 f.). Er handelt dann vom Dingbegriff und der objektiven Existenz. Unsere Bewusstseinsinhalte existieren als solche, so lange wir sie vorfinden, und existieren nicht mehr, wenn wir sie nicht mehr vorfinden. Existieren und vorgefunden werden, Gegenstand des Bewusstseins sein, ist für die Bewusstseinsinhalte ein und dasselbe (99). Er bemerkt sodann, dass das von Hume sogenannte Gefühl der Ueberzeugung oder des Glaubens niemals auf den gegenwärtigen Vorstellungsinhalt bezogen werden darf, sondern stets nur auf den nicht gegenwärtigen (103). Mit der Behauptung der objektiven Existenz eines Inhaltes ist nichts anderes ausgedrückt als unsere Ueberzeugung, dass wir bei Erfüllung bestimmter Bedingungen den betreffenden Inhalt wahrnehmen werden (111). Wie verhält es sich aber mit der Frage nach dem Begriff der Existenz von Dingen? — Jeder Dingbegriff ist nur der Ausdruck für bestimmte empirische Zusammenhänge; sagen wir also aus, dass ein Ding existiert, so heisst diese Aussage nichts anderes, als dass ein Zusammenhang der betreffenden Art existiert. Dies aber bedeutet, dass wir irgendwo in der Welt Wahrnehmungen zu gewärtigen haben, welche einem Zusammenhange der bezeichneten Art angehören, an welche sich also bei Erfüllung bekannter Bedingungen anderweitige Wahrnehmungen in der Weise anknüpfen, wie es dem Begriffe des bezeichneten Dinges gemäss ist (111). Diese Theorie negiert in keiner Weise die Existenz der nicht wahrgenommenen Dinge — eine solche Negation würde vielmehr gerade dem widersprechen, was die Theorie behauptet (113).

Alle unsere Bewusstseinsinhalte stehen in einem wechselseitigen Zusammenhange, aus welchem wir sie nicht loszulösen vermögen. Dieser eigentümliche Zusammenhang ist es, den wir meinen, wenn wir von der Einheit des Bewusstseins oder der Persönlichkeit sprechen (117). Dieser Zusammenhang ist wesentlich bestimmt durch jene Kontinuität, welche durch die Funktion des Gedächtnisses zustande kommt (119). Wir haben also unseren Gesamtbewusstseinsinhalt in jedem Augenblick als zusammengesetzt aus

einer überaus grossen Zahl teils bemerkter teils unbemerkter Faktoren anzusehen.

Bezüglich der Frage nach der objektiven Welt sei noch folgendes bemerkt. Die gewonnenen Begriffe der Gegenstände, der Noumena, der Dinge an sich, oder wie wir sie immer benennen wollen, sind frei von all den Widersprüchen, welche diesen Begriffen in ihrer hergebrachten Bedeutung anhaften: Das Rätsel der Wirkung der Aussenwelt auf unser Bewusstsein erscheint durch sie vollkommen gelöst — keinerlei metaphysische Dunkelheit ist, wie Cornelius meint, in ihnen enthalten, so lange wir nur nicht vergessen, in welcher Weise sie gewonnen wurden, und welche Bedeutung ihnen dieser Entstehung nach zukommt. Die Ergebnisse dieser Betrachtungen lassen uns weder dem Raume, noch der Zeit, noch auch den Gesetzmässigkeiten des Naturlaufes ein bloss subjektives Dasein zuerkennen: Diese Gesetzmässigkeiten existieren vielmehr (der vulgären Ansicht völlig entsprechend) in und an den Objekten, welche ihrerseits im objektiven Raume und der objektiven Zeit ihr Dasein führen (254).

Nach Erledigung der Grundfragen der Psychophysik schliesst Cornelius mit folgender Betrachtung. „Von diesem Standpunkte aus muss die Ansicht Kants über die Möglichkeit eines psychischen Lebens »nach Aufhebung aller Gemeinschaft mit der körperlichen Welt« eine Korrektur erfahren. Nicht auf dieselben »Dinge«, welche uns jetzt als Körper erscheinen, müsste sich die für diesen Fall, also für das »Leben nach dem Tode« anzunehmende psychische Tätigkeit richten; vielmehr würde ein Leben nach dem Tode, soweit dasselbe Empfindungserlebnisse enthalten sollte, eben nur in der Weise zu denken sein, dass neue, nicht mit den bisherigen Begriffen objektiv existierender Gegenstände in den uns bekannten — eben durch die Begriffe der Reizwirkungen charakterisierten — Zusammenhängen stehende Erfahrungen gemacht würden. Die logische Möglichkeit eines solchen Lebens nach dem Tode ist natürlich von vornherein zuzugeben; die früheren Betrachtungen mögen auch die Annahme des Fortbestehens von Erinnerungen an unser jetziges Leben nach der Aufhebung jenes Zusammenhanges plausibel erscheinen lassen. Empirisch aber ist weder über den einen noch über den andern Punkt irgend etwas auszusagen: über das Leben nach dem Tode gibt die Erfahrungswissenschaft weder im positiven noch im negativen Sinne Auskunft“ (311 und 312).

Doch wie erklärt Cornelius den Kausalbegriff? Man bezeichnet jene Aenderungen, die man zur Erklärung der Abweichung von gewohnten Zusammenhängen fordern muss, als die Ursachen dieser Abweichungen, die Erklärung selbst als Kausalerklärung (355). Nicht eine den Dingen vor unserem Denken und unabhängig von demselben immanente Notwendigkeit, sondern einfach die Tatsache der empirischen Begriffsbildung lässt uns jenes Ereignis als ein notwendiges behaupten (357). Wir haben das Kausalgesetz als notwendige Konsequenz des Oekonomieprinzips erkannt, als Konsequenz einer jener Bedingungen also, ohne welche eine einheitliche, geordnete Erfahrung, ein Begreifen der Erscheinungen nicht denkbar wäre. Nur für die Ordnung unserer Erfahrungen, nicht aber jenseits der Grenzen möglicher Erfahrung beansprucht das Kausalgesetz Geltung (358).

Mit diesen Betrachtungen glaubt Cornelius die Entwicklung unseres Begriffes der unabhängig existierenden Welt genau in der Form und in dem Sinne aufgedeckt zu haben, wie wir diesen Begriff als Besitztum des naiven Menschen vorfinden: Der naive Realismus ergibt sich ihm als die psychologisch notwendige, normale Weltanschauung. Wir haben also auch in Cornelius einen Vertreter des Humeschen Empirismus.

8. Meinong. So könnte noch eine ganze Anzahl anderer Vertreter dieser Richtung hier genannt werden. Doch wollen wir nur noch Alexius Meinong<sup>1)</sup> erwähnen, der auf Hume noch in einer anderen Hinsicht hinweist: nämlich als den Begründer des modernen Nominalismus.

In seinen Hume-Studien I. stellt Meinong über die Abstraktionsfrage Betrachtungen an. Zunächst beschäftigt er sich hinsichtlich dieser Frage mit Berkeley und findet im Gegensatz zu Hamilton (Lect. vol. II 305) und Kuno Fischer (Fr. Bacon 703), dass man Berkeley mit Unrecht als einen der hervorragendsten Begründer des modernen Nominalismus bezeichne. Ja, wenn man mit J. St. Mill unter Nominalisten jene verstehe, welche behaupten, es gebe nichts Universelles als Namen, so müsse es sogleich jedem einleuchten, dass Berkeley in diese Klasse nicht gehöre; denn er kenne zwar allgemeine Namen, aber auch allgemeine Ideen. Deshalb weist ihm Meinong eine Mittelstellung an zwischen den Vertretern des Nominalismus

<sup>1)</sup> Vgl. Alexius Meinong, Hume-Studien I. Zur Geschichte und Kritik des modernen Nominalismus. Hume-Studien II. Zur Relationstheorie. In den Sitzungsberichten der phil.-hist. Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 87. Bd. Wien 1877. 101. Bd. Wien 1882.



und Konzeptualismus. Berkeleys Abstraktionslehre repräsentiere vor allem ein Stadium des Ueberganges, der Entwicklung, das, mochte es vielleicht auch bestimmt sein, zu namhaften Erfolgen zu führen, doch in sich den Charakter des Unfertigen nicht verleugnen könne.

Während in Locke sich noch der alte Nominalismus, der sich seines Gegensatzes gegen den Realismus noch bewusst sei, vereinbar und vereinigt mit dem Konzeptualismus vorfinde, vermittele Berkeley den Uebergang von dem alten Nominalismus zum neuen, dem der Gegensatz gegen den Konzeptualismus wesentlich sei. Berkeley stehe sozusagen in der Mitte zwischen den sich bekämpfenden Ansichten, sofern er gewissermassen Ansätze zu beiden Theorien in sich schliesse. Seine Lehre habe aber eine geeignete Fortbildung erfahren müssen, um ihren Wert zu zeigen, und dieser Fortbildner sei David Hume gewesen. Da Hume selbst das Resultat der Berkeleyschen Forschungen „eine der wertvollsten Entdeckungen, welche in den letzten Jahren gemacht worden sind“, nenne und sich nur zur Aufgabe mache, diese Entdeckung durch einige neue Argumente völlig ausser Zweifel zu setzen, so scheine allerdings das Verhältnis der beiden Denker zu einander in klarster Weise festgestellt, und wirklich habe man niemals Bedenken getragen, Humes Abstraktionstheorie als einfache Wiederholung und höchstens Neubegründung der Berkeleyschen zu bezeichnen, so z. B. E. Pfeleiderer und Fr. Jodl. Dadurch dass Hume die Namen in den Vordergrund rückte, sei die Hypothese klar und diskutierbar geworden. Das Scheitern des Humeschen Erklärungsversuches führt Meinong (247) auf zwei Grundfehler zurück: Das Ausserachtlassen des Begriffsinhaltes und das Einführen der Ideenassoziation zur Ableitung der Erscheinungen des Begriffsumfanges. Trotz dieser Mängel sei Humes Unternehmen, die Allgemeinheit der Universalbegriffe auf Assoziation zurückzuführen, als einer der ersten Schritte in der Richtung zu betrachten, die seit Hume für die Entwicklung der empirischen Schule von entscheidendstem Belang geworden sei, indem sie deren Philosophie im eigentlichen Sinne zu einer Philosophie der Ideenassoziation gemacht habe. Wenn J. St. Mill gerade bei der Erörterung der auf die Abstraktion bezüglichen Fragen sich zu dem Ausspruche gedrängt fühle, dass es in der Psychologie nichts Universelles gebe ausser den Gesetzen der Assoziation, so sei dies nicht nur höchst bezeichnend für die denn doch über Gebühr grosse Rolle, welche dieses gewiss höchst bedeutungsvolle Prinzip in der englischen Psychologie der Gegenwart spiele, sondern es be-

leuchte zugleich in unverkennbarer Weise den Einfluss, den Hume im Laufe eines Jahrhunderts auf das Denken seiner Landsleute zu nehmen vermochte. Wenn heute unter den englischen Empirikern der Nominalismus als die herrschende Lehre gelte, so sei das eine Tatsache, die auf die Ausführungen Humes zurückweise. „Fürwahr,“ so schliesst Meinong (260), „es muss ein gewaltiger Geist gewesen sein, der durch sein Erstlingswerk,“ — denn bloss im *Treatise* ist die Abstraktionsfrage behandelt — „ja durch einen so kleinen und im Grunde ganz verfehlten Teil desselben einen so umfassenden Einfluss auf die Nachwelt zu üben vermochte, wie ihn David Hume bloss durch seine Aufstellungen über »abstrakte Ideen« tatsächlich geübt hat.“

Die zweite Hume-Studie des Verfassers, in der er seine eigenen Ansichten über die Relationstheorie im Anschluss an Locke und Hume vorträgt, können wir hier übergehen; immerhin ist aber auch sie ein Beweis dafür, wie sehr der Empirismus heutzutage im Vordergrund des philosophischen Interesses steht; spricht es doch der Verfasser (747) selbst aus, dass er die Analysen unternommen habe mit dem Wunsche und in der Hoffnung, im Dienste der empirischen Wissenschaft zu arbeiten.

Damit hätten wir die Beziehungen Humes zum Positivismus und Nominalismus aufgedeckt; es bleibt uns also nur noch übrig, die einzelnen Punkte der Übereinstimmung noch etwas schärfer herauszugreifen und ein abschliessendes Urteil zu fällen.

9. Ergebnis. Eine Vergleichung des Positivismus mit der Lehre Humes zeigt, dass es eine ganz erhebliche Anzahl von Punkten ist, in denen sie übereinstimmen.

a. Dies gilt schon von der Methode, welche lediglich eine Beschreibung der psychischen Phänomene sein soll, während auf eine Erklärung verzichtet wird. Es ist also die Methode der sogenannten reinen Erfahrung.

b. Gemeinsam ist beiden sodann die Verwerfung aller Metaphysik; die vollständige Voraussetzungslosigkeit ist der Ausgangspunkt beider.

c. Ferner stimmen sie überein in der Annahme des Sensualismus: Die ganze Vorstellungswelt entsteht aus der äusseren und inneren Wahrnehmung.

d. Beide stellen gleichzeitig die Forderung, dass jede Vorstellung die Erfahrungen nachweise, auf denen sie ruht.

e. Gemeinsam ist ihnen auch der Korrelativismus, d. h. die „Tatsache“, dass Subjekt und Objekt nur miteinander entstehen: Objekte sind nur bekannt als Inhalte eines Bewusstseins, Subjekte nur als der Schauplatz oder die Unterlage von Vorstellungs- oder Wahrnehmungsinhalten.

f. Ausserdem ist die Variabilität der Wahrnehmungsobjekte zu erwähnen. Unser „Selbst“ befindet sich in fortwährendem Fluss und in beständiger Bewegung.

g. Gemeinsam sind beiden auch die Folgerungen, die aus diesen Sätzen über die Entstehung unserer Vorstellungen gezogen werden; hierbei findet eine fast völlige Umwertung oder besser Entwertung der meisten wichtigen Begriffe des gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes statt. Es sind besonders die Begriffe:

1. Substanzialität;
2. Kausalität.

Die Folgerungen sind folgende:

ad 1. Jede Art von Substanz wird als unerkennbar erklärt, da keine Erfahrung für diese Vorstellung sich nachweisen lässt. Damit fallen die Begriffe „Persönlichkeit“ oder „Ich“ oder „Seele“ als der geistigen Substanz, fällt also auch deren Fortdauer nach dem Tode sowie der Gottesbegriff, ferner die Begriffe „Körper“ und „Natur“ oder „Aussenwelt“ als der materiellen Substanz. Alle diese Begriffe sind nichts als Aggregationen von Empfindungsinhalten, infolge von Identität, Kontiguität und Kausation. Das „Ich“ ist ein Bündel von Vorstellungen, die „Natur“ ist der Inbegriff gesetzmässig verknüpfter Wahrnehmungen oder Erscheinungen.

ad 2. Auch der Kausalitätsbegriff wird entwertet, indem er als durch die Erfahrung für unerkennbar erklärt und mit Hume als ein Gefühl der Ueberzeugung oder des Glaubens bezeichnet wird, das stets nur auf den nicht gegenwärtigen Vorstellungsinhalt bezogen werden darf.

Bezüglich der Folgerung aus dieser Definition der Kausalität zeigt sich aber ein krasser Unterschied zwischen Hume und den Positivisten. Hume endigt im Skeptizismus, indem er folgerichtig keine Allgemeinheit und Notwendigkeit unserer Erkenntnis einzusehen vermag, während die Positivisten sich gegen ein solches Ergebnis verschliessen und trotz allem für ihre Erkenntnis Allgemeinheit und Notwendigkeit beanspruchen, obwohl sie zugeben, dass die Tatsachen, die sie zustande bringen sollen, uns fremd sind.

h. Für das praktische Leben und die wissenschaftliche Tätigkeit reicht die Sicherheit unserer Erkenntnis, obwohl sie nur auf einem Glauben beruht, nicht nur den Positivisten, sondern auch Hume trotz seiner Skepsis vollkommen aus.

Wir haben hier selbstverständlich uns nur auf die Hauptpunkte beschränkt, da die Ansichten der Positivisten selbst nicht in allem vollkommen übereinstimmen, was eigentlich auffallend ist, da sie es doch lediglich mit der reinen Erfahrung zu tun haben wollen.

10. Abschluss. Es ist hier nicht unsere Sache, eine ausführliche Kritik des Positivismus zu geben, da es uns nur darauf ankam, die nahe Verwandtschaft desselben mit der Lehre Humes aufzudecken. Auch würde dies uns viel zu weit führen. Es genügt, wenn wir auf die beiden Hauptschwächen des Positivismus hinweisen:

1. Die Erklärung unseres Selbstbewusstseins als eines Bündels von Vorstellungen. Wo und in wem, müssen wir fragen, bildet sich der Zusammenhang der Vorstellungen? Diese sind doch keine Hypostasen, die auf einander wirken könnten, sondern Zustände eines Subjektes. Wo ist nun dieses Subjekt? Im Körper? Mit Recht verwirft Cornelius die landläufige Theorie der Assoziation, nach welcher sich bestimmte Nervenbahnen durch Gewöhnung ausschleifen, worauf dann später die Vorstellungen leichter wandeln könnten (Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie 1895, 20. Jahrg. 5 ff., „Das Gesetz der Uebung“). „Wenn man sagt: Im Bewusstsein bildet sich die Einheit der wiederholt einander folgenden Vorstellungen, so ist damit gar nichts gesagt, und es entspricht auch nicht dem Tatbestande. Das Bewusstsein ist kein Subjekt, in welchem sich Ereignisse folgen könnten, sondern nur eine Beschaffenheit der Ereignisse, bzw. diese selbst. Sodann ist aber der Zusammenhang der Vorstellung oft ein rein mechanischer, notwendiger, unbewusster. Es muss also ein psychisches Subjekt da sein, in welchem sich jener Zusammenhang als Disposition ausbildet.

Es widerspricht aber auch der klarsten und allgemeinsten Erfahrung, dass wir uns nur an Komplexe oder Stücke von Komplexen erinnern. Es kann ein Gedanke völlig isoliert wieder auftreten. Der unbewusste Hintergrund, den für diesen Fall Cornelius annimmt, ist sehr wenig empirisch. Sodann erinnern wir uns der Erlebnisse oft in ganz anderer Zeitfolge, als sie früher auftraten<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. Constantin Gutherlet, Der Kampf um die Seele. Mainz 1899.

2. Die Entwertung des Kausalitätsbegriffes und die Inkonsequenz, trotzdem Allgemeinheit und Notwendigkeit für unsere Erkenntnis zu beanspruchen, ist der zweite Hauptfehler. Denn ohne Kausalität kommen wir nun einmal nicht aus. Sie ist kein „spanischer Stiefel“, wie Petzold sich ausdrückt, sondern ohne sie gibt es überhaupt keine Wissenschaft, weil keine Erkenntnis aus Gründen, keine Erklärung der Erscheinungen. Wer die alte Metaphysik verwirft, der setzt notwendigerweise an ihre Stelle seine eigene neue; das haben unzählige der Neueren bewiesen; denn mit der Erfahrung allein ist nichts anzufangen. Das geben die besonneneren unter ihnen auch zu, so z. B. Benno Erdmann, der gestehen muss, dass in der wissenschaftlichen Beobachtung sich Wahrnehmen und Denken durchdringen. Denken ist ja doch mehr als reine Erfahrung. — Damit, dass man ein Funktionsverhältnis statt des früher so hoch gehaltenen kausalen Zusammenhanges zwischen zwei Ereignisse setzt, kommt man auch nicht weiter; denn ein solcher mathematischer Begriff wäre höchstens noch auf das naturnotwendige Geschehen in der materiellen Welt anwendbar, darf aber auf das geistige Gebiet in keiner Weise übertragen werden. Natur und Kausalität sind sehr verschiedene Begriffe, wie auch der grosse Geschichtsschreiber Ranke hervorhob, indem er in der Geschichte wohl Kausalität, aber keine „eindeutige Bestimmtheit“ entdecken konnte (vgl. Fr. Erhardt, „Kausalität und Naturgesetzlichkeit“ in „Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik“ 1896, 109. Bd. 2. Heft 212 f.).

Es klingt fast zu bescheiden, wenn man auf das bisherige Charakteristikum der Wissenschaft, nicht bloss zu beschreiben, sondern auch zu erklären, nun verzichten will und alle Erklärungen der Erscheinungen ausschliessen zu müssen glaubt. Kann man denn das im Ernste noch „Wissenschaft“ nennen, einzelne und vereinzelte Tatsachen und Dinge darlegen zu wollen? Denn mehr bietet doch die Erfahrung eigentlich nicht. Aber da sehen wir ja, dass der Empirismus auch allgemein gültige Gesetze darlegt, dass tatsächlich alle diese Empiristenpsychologen wenigstens ihr Streben darauf gerichtet haben. Eine reine Erfahrung bietet aber solche nicht. Also ist es mit ihrer reinen Erfahrung eitles Gerede! Also auch hier wieder eine Inkonsequenz! — So liesse sich noch gar manches gegen den reinen Empirismus sagen. Ist es nicht Metaphysik, wenn die Positivisten und mit ihnen Wundt, Paulsen, Rehmke usw. behaupten, die psychischen Erlebnisse seien selbständige, in sich be-

stehende Wesen ohne substanziellen Träger? Ist es nicht Metaphysik, wenn man einen Parallelismus der psychischen und der körperlichen Zustände ohne gegenseitigen Einfluss lehrt? Ist das Prinzip des kleinsten Kraftmasses vielleicht etwas anderes als Metaphysik?

Nein, es ist kein ermutigendes Bild, das die gegenwärtige Philosophie darstellt. Ueberall Kampf und Befehdung auf allen Seiten, Widerspruch und Inkonsequenz in jedem einzelnen Lager. Und das Resultat? Allgemeiner Niedergang, vollständige Auflösung, die leider auch bereits im sozialen Leben sich breit macht. Das ist eine unleugbare Tatsache. Sehen wir nur einmal den „Geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie“ von R. Wahle, 1885, an, und man kann kaum noch an dieser Tatsache zweifeln. „Durch seinen kurzen Ueberblick will er die Ueberzeugung sichern, „dass alle Metaphysik — das ist die Spekulation über das Wesen des Daseins, des Werdens, der Gottheit, der Weltkräfte, über unser Erkennen selbst — sich vollkommen entwickelt und zum Abschluss gebracht hat“ (III). Demgemäss wünscht der Verfasser, dass „die Menschheit, die wohl noch recht junge Menschheit, Abschied nimmt von der Philosophie in ihrer bisherigen Form, als von einem Jugendtraum“ (IV). Wer nicht ohne Philosophie leben könne, müsse sich bei der „Theologie, Physiologie, Aesthetik und Staatspädagogik“ umsehen, da der Verfasser an diese das Inventar der ausgelebten Philosophie als „Vermächtnisse“ verteilt hat, oder aber mit einer „deskriptiven“ Beschäftigung gegenüber „der unverifizierbaren metaphysischen Spekulation“ vorlieb nehmen (3). Denn „man ist nicht seiner Ichwesenheit sicher, auch nicht der Tatsache, dass man Empfindungen besitzt, sondern sicher ist nur, dass so etwas wie eine Fläche existiert, oder dass die Unmöglichkeit existiert, dass zwei Flächen am selben Orte sind; sicher ist es schon nicht mehr, dass Empfindungen an einem Subjekt existieren — sicher ist nur, dass Vorkommnisse schlechthin existieren“ (53 f.).

Wir schliessen, indem wir mit Gutberlet (a. a. O. 49) sagen: „Das ist das durchaus konsequente Schlusswort der »rein empirischen Psychologie«“.